

Schüßler, Elisabeth, *Der vergessene Partner*. Grundlagen, Tatsachen und Möglichkeiten der beruflichen Mitarbeit der Frau in der Heilssorge der Kirche. Düsseldorf, Patmos, 1964. Gr.-8°, 241 S. – Ln. DM 22,-.

Der Titel dieses Buches soll zum Ausdruck bringen, daß die Kirche in ihrer Heilssorge bisher etwas übersehen hat. Der »vergessene« Partner ist die Frau, die sich in ihrem Verlangen und in ihren Möglichkeiten, am Heil der Seelen mitzuwirken, übergangen fühlt, vom Priester-

tum ausgeschlossen, und in der kirchlichen Hierarchie nicht vertreten ist. Die aus dem kirchlichen Dienst kommende Autorin, die mit dieser Arbeit den akademischen Grad des theologischen Lizentiats erworben hat, bedauert diese Entwicklung und möchte dazu beitragen, daß die Kirche ihre Einstellung der Frau gegenüber überprüfe und ihr neben der priesterlichen Wirksamkeit einen größeren Spielraum in der Ausübung der Seelsorge einräume.

Ausgehend von der gegenwärtigen Stellung der Frau im öffentlichen Leben, werden die Aussagen über das Wesen der Frau kritisch geprüft, die Dienste der Frau in der kirchlichen Vergangenheit gewürdigt und die daraus gewonnene Bedeutsamkeit der Frau ihrer Stellung im Kirchenrecht gegenübergestellt. In dem mehr praktisch gehaltenen zweiten Teil folgt dann eine recht gute Übersicht der im kirchlichen Dienst bereits verwirklichten Frauenberufe mit einem Hinweis auf die in Zukunft noch zu erreichenden Ziele. Angesichts des herrschenden Priester mangels und der vom Amtspriestertum nicht mehr zu bewältigenden Zeitaufgaben hält es die Autorin für angebracht, der Frau gemäß ihrer Eigenartigkeit und Menschlichkeit einen entsprechenden Anteil an der amtlichen Seelsorge zu übertragen.

Als Haupthindernis auf dem Weg zu diesem Ziel betrachtet Sch. das einseitig von der Idee der Mütterlichkeit geprägte Frauenbild, das die Frau immer wieder in den Zwiespalt ihrer frau-lichen und menschlichen Berufung bringe und sie daran hindere, ihr Menschsein gleich dem Manne zu verwirklichen. Sie lehnt daher die Gleichsetzung von Mensch- und Mannsein im antiken und mittelalterlichen Denken ab, ja, sie empfindet sogar ein Unbehagen an allen Aussagen, die herauszustellen suchen, was die Frau vom Manne unterscheidet, weil sie darin bereits eine Herabsetzung dessen erblickt, was die Frau mit dem Manne gemeinsam hat. So wendet sich Sch. nicht nur gegen die in der Mütterlichkeit gipfelnde dichterische Wesensschau der Frau durch Gertrud von le Fort, sondern auch gegen ähnliche klingende theologische Aussagen, die mit der Wirklichkeit des Frauenbildes nicht mehr übereinstimmen.

Den größten Widerspruch findet Sch. allerdings in der einstigen Betrauung der Frau mit kirchlichen Ämtern, so im frühchristlichen Viduat und weiblichen Diakonat, der Ausstattung von Äbtissinnen mit Jurisdiktionsgewalt selbst über Männerklöster und der heutigen Stellung der Frau im Kirchenrecht, das die potestas ordinis et iurisdictionis dem Manne vorbehält, die Frau von den Weihen ausschließt und sogar von den niederen Altardiensten fernhält, um dann die Frage nach der Berechtigung dieser die Frau zurücksetzenden Bestimmungen zu stellen.

Sch. hat es sich mit ihrer Argumentation nicht leicht gemacht und viel Material zusammenge-

tragen. Doch erscheint die Beweisführung teilweise zurechtgemacht, indem Seiten des Frauenbildes, die im ersten Teil verdeckt sind, später wieder erhellt werden. Bei einer so eingehenden Aufzählung von Äbtissinnen, die Doppelklöstern vorstanden, hätte die hl. Hilda († 680) nicht übergangen werden dürfen. Wem das Grundanliegen der Schrift absurd erscheinen sollte, dem wird es auch unpassend vorkommen, ausgerechnet im Zeitalter der Gleichberechtigung von der Frau als dem »vergessenen« Partner zu sprechen. Sollte es wieder zur Errichtung eines weiblichen Diakonats kommen, dürften Priester mangels und Zeitnot nicht die allein ausschlaggebenden Gründe sein. Wenn die Frau keinen wesenseigenen Beitrag zu leisten hätte und nur einspringen sollte, weil die Männer die Zeitaufgaben nicht mehr bewältigen, dann wäre die Mitarbeit der Frau in der Seelsorge nur ein Ersatz, der wenig befriedigt, am wenigsten die Frau selbst. Was wir brauchen, sind nicht weibliche Priester oder Bischöfe, sondern Frauen, die in mütterlichem Geist sich der Welt als eines ebenso hilfs- wie heilsbedürftigen Kindes annehmen.

Bamberg

Josef M ö r s d o r f